

KÖHLER
CYBERFACE
ZU KLAMPEN

Reihe zu Klampen Essay
Herausgegeben von
Anne Hamilton

Andrea Köhler
studierte Germanistik und
Philosophie. Seit 1985 ist sie als Journalistin, Essayistin und Literaturkritikerin tätig. Von 1991 bis 1994 arbeitete sie als Kulturkorrespondentin in Paris. 1995 trat sie in die Feuilletonredaktion der »Neuen Zürcher Zeitung« ein, für die sie von 2001 bis 2018 als Kulturkorrespondentin aus New York berichtete. Bei zu Klampen ist von ihr erschienen: »Scham. Vom Paradies zum Dschungelcamp« (2017).

ANDREA KÖHLER

*Vom Antlitz zum
Cyberface*

Das Gesicht im Zeitalter seiner
technischen Manipulierbarkeit

zu Klampen  ESSAY

Für Melitta

Inhalt

Einleitung · 9

I

Zwischen Gesichtern · 11

II

Kult und Kosmetik · 29

III

Person und *persona* –
das maskierte Gesicht · 51

IV

Eindruck und Ausdruck · 63

V

Von der Ikone zum Image –
das Gesicht in Malerei,
Photographie und Film · 73

VI

Die Zeichensetzung der Gefühle · 95

VIII

Die Tiefenkarte des Gesichts · 111

Literatur · 121

»Die beste Maske, die wir tragen, ist unser eigenes Gesicht.«

Friedrich Nietzsche

»Was war dein ursprüngliches Gesicht, bevor deine Mutter und dein Vater geboren wurden?«

Zen-Koan

Einleitung

DIE unterhaltsamste Fläche auf Erden sei das menschliche Antlitz, befand der Aphoristiker Georg Christoph Lichtenberg – sie ist zugleich die geheimnisvollste. Vom ersten Kinderlächeln bis zum zerfurchten Greisengesicht, vom beglückten Strahlen bis zur Schmerzensfratze ist das Gesicht die Bühne für unsere Gefühle. Es entzückt und berührt, fasziniert und stößt ab. Wie das Wetter, der Himmel und die Gestirne, strahlt und bewölkt und verfinstert es sich. Tränen rollen, Schamröte gibt es preis, Trauer legt es in Asche, die Lust verzerrt es ebenso wie das Leid. Und zuletzt sitzt darunter der Totenschädel.

Eine Landschaft hat man es genannt, eine Leinwand und eine Visitenkarte, und es – von Gott bis zur Frau im Islam – mit Tabus belegt. Wir maskieren, streicheln und schlagen es, wir lachen, sprechen und küssen mit ihm, es wird mit Nasenringen, Schnurrbart, Brille und Schminke verziert. Laut dem Psychologen und Haptikforscher Martin Grunewald fasst sich jeder Mensch täglich bis zu 800-mal ins Gesicht. Offenbar geht von dieser flüchtigen Selbstberührung eine Art Tröstung aus. Manchmal weiß man auch einfach nur nicht, wohin mit seinem Gesicht.

Eine Seltsamkeit liegt in dem Umstand, dass unsere Physiognomie sich einerseits mit den Jah-

ren verändert, andererseits aber ähnlich bleibt. Die meisten von uns behalten von der Kinderzeit bis ins hohe Alter ihren charakteristischen Zug. Zuweilen nähert sich das Greisengesicht auch dem Kind wieder an. So kommt es, dass man Menschen, die man jahrzehntelang nicht gesehen hat, oft mühelos wiedererkennt. Leider ist auch das Gegenteil wahr: dass das Alter, das Schicksal oder die ästhetische Chirurgie ein Menschengesicht völlig verwüsten können.

Das Gesicht ist die Schnittstelle zwischen Ich und Umwelt, der Ort, wo Sinne und Seele, Person und Persona, das Blicken und das Erblickte zusammen treffen. Physiologisch betrachtet, ist es das Körperteil mit der höchsten Sinneskonzentration: Hier haben die Organe des Sehens und Hörens, des Riechens und des Geschmacks ihren Sitz. Zugleich ist das Gesicht eine Fläche der Mitteilung. Wir entnehmen ihm, welchen Geschlechts und Alters, welcher Herkunft und Stimmung der oder die andere ist. So oder so aber ist eine Begegnung zwischen Gesichtern immer ein Vorstoß in etwas Unbekanntes hinein – und dies nicht nur, wenn sie unter Fremden geschieht. In der Tat ist kein Gesicht vorstellbar, das uns völlig gleichgültig lässt. Das Gesicht ist nicht nur die unterhaltsamste, sondern auch die unwiderstehlichste Fläche auf Erden.

I

Zwischen Gesichtern

VIELLEICHT ist es eine weise Einrichtung der Natur, dass man sein eigenes Gesicht nicht sehen kann, jedenfalls nicht unvermittelt, so wie die andern uns sehen können. Photographien, Filme und Spiegel bieten nur eine Ahnung davon, wie unser Gesicht in Aktion erscheint. Was wir als unser eigenes Antlitz erkennen, entspricht nämlich lediglich einer Momentaufnahme unseres Gesichts. Der Abstand zwischen dem Ich, das wir sind oder zu sein glauben, und der Person, die unser Gegenüber erblickt, ist nie wirklich einholbar. So wie auch unsere eigene Stimme für uns selbst einen anderen Klang als für unsere Umgebung hat. Und doch sind Gesicht und Stimme die besonderen Kennzeichen unserer Identität.

Denn neben der Mimik, die aus unendlich vielen Informationen besteht, ist es immer die ganze Person, die wir – zumindest in Umrissen – beim Blick ins Gesicht wahrnehmen. Dabei vermisst das Zusammentreffen der Augen in Sekundenbruchteilen das Terrain. Wir nehmen den Ausdruck des andern als Entgegenkommen oder als Abweisung wahr; unwillkürlich sucht man nach dem Ansteckungsfaktor der Sympathie. Zwar spielt dabei eine Rolle,

ob die oder der andere über Attribute der Attraktivität verfügt. Entscheidender aber ist, was *zwischen* Gesichtern geschieht. Ob man sich auf Anhieb mag oder nicht, wird unter Gesichtern entschieden.

Dieser Vorgang ist intuitiv, und er ist gegenseitig: Wir geben den anderen zu verstehen, ob sie willkommen sind. Das Lächeln ist hierfür die allgemein akzeptierte Konvention – wobei aber deutlich empfunden wird, ob es genuin oder aufgesetzt ist. Das stereotype *big toothy megawatt smile* der Amerikaner, das sich vermutlich den Sprachschwierigkeiten der Einwanderungsnation verdankt, steht seitens der Europäer unterm Verdacht der Oberflächlichkeit. Für die global verbindende Dimension unseres gemischten Potentials spricht wiederum, dass das in sich versunkene Lächeln des Buddha – ein Lächeln, das ganz bei sich selber bleibt und doch alle meint – auch in unseren Breitengraden als Ausdruck höchster Erleuchtung und Liebe gilt.

Intermezzo

Domenico Ghirlandaios »Portrait eines alten Mannes und eines kleinen Jungen« aus dem Jahr 1490 ist das ergreifende Bildnis der Begegnung zwischen einem ganz jungen und einem alten Gesicht. Die Zuneigung zwischen Knabe und Greis, die auf diesem Gemälde zwischen Antlitz und Antlitz aufscheint, wird akzentuiert, ja gesteigert durch die drastische Diskrepanz zwischen der von einer Wucherung verunstalteten Knollennase des alten